Star und Störenfried : Arnold Künzli und die Basler "National-Zeitung"

Autor(en): **Seiler, Alexander**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Medienwissenschaft Schweiz = Science des mass média Suisse**

Band (Jahr): **- (2003)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-790662

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Essay

Alexander J. Seiler

Star und Störenfried: Arnold Künzli und die Basler «National-Zeitung»

1

«Ich gedenke in der nächsten Zeit nach Italien überzusiedeln und dort Wohnsitz zu nehmen, um mich vorwiegend journalistisch zu betätigen», schreibt «Dr. Arnold Künzli-Schiavetti» in Zürich am 5. Mai 1946 an «Dr. Hans Bauer, Redaktor der Nationalzeitung» in Basel. «Dabei habe ich vor allem im Sinn, die geistige, soziale und politische Situation Italiens zu studieren, einesteils weil ich glaube, dass Italien eines jener europäischen Länder ist, das noch genügend Vitalität und geistige Gesundheit besitzt, um dem kranken Europa einen Weg in die Zukunft zu weisen und ihn vor allem auch selbst zu gehen, andernteils weil es mir daran liegt, die schweizerische Öffentlichkeit objektiv über Italien zu informieren. Es würde mich nun besonders freuen – angesichts des Charakters und der Tendenz Ihrer Zeitung – wenn Sie mir Gelegenheit geben könnten, ab und zu – vielleicht periodisch – grundlegende Artikel bei Ihnen veröffentlichen zu können. Ich möchte aber betonen, dass ich dabei nicht an eine Tätigkeit als täglicher Korrespondent denke, sondern wirklich nur grundlegende Berichte schreiben möchte, die sowohl rein politische wie auch geistige Probleme berühren können.»

Bemerkenswert an dieser Bewerbung scheinen zwei Dinge: einmal will sich der Absender in Italien zwar «vorwiegend journalistisch betätigen», schliesst aber eine «Tätigkeit als täglicher Korrespondent» aus und möchte «nur grundlegende Berichte schreiben». Zweitens sucht er dafür eine Zeitung, zu deren redaktioneller Ausrichtung er eine persönliche Affinität empfindet. Beides, der Anspruch eines – im doppelten Wortsinn – nicht (all)täglichen Journalismus, eines Schreibens für den Tag über den Tag hinaus, und der Wunsch nach einem in Haltung und Gesinnung wahlverwandten publizistischen Kontext sollten in der Folge nicht nur die Arbeit des Berufsjournalisten Arnold Künzli, sondern auch dessen Beziehung zur Basler «National-Zeitung» (kurz NZ) während beinahe zwei Jahrzehnten entscheidend prägen: in einem oft beflügelnden, aber immer wieder auch belastenden Spannungsfeld von Nähe und Distanz, von Übereinstimmung und Konflikt.

Der Bewerbungsbrief des frisch promovierten Philosophen wirkt aber im Rückblick auch unabhängig vom Adressaten und weit über Künzlis Journalistenjahre hinaus in mehr als einer Hinsicht programmatisch. Der Verfasser einer unter dem Titel «Die Angst als abendländische Krankheit» publizierten Dissertation über Sören Kierkegaard sucht für das «kranke Europa einen Weg in die Zukunft». Und seinen politischen Standort bestimmt Künzli wie folgt: «Ich bin kein Parteimitglied, doch tendieren meine Ideen in die Richtung eines nicht strenggläubig marxistischen Sozialismus. Dem Kommunismus bringe ich viel Verständnis entgegen, vor allem was seine historische Entwicklung in Russland anbelangt, doch ebensoviel Kritik, wo man ihn zur Religion erhebt und den Zweck die Mittel heiligen lässt.»

2

Was konnte den Anhänger eines «nicht strenggläubig marxistischen Sozialismus» kurz nach Kriegsende dazu bewegen, die Basis einer hauptberuflichen journalistischen Tätigkeit bei einer Tageszeitung zu suchen, die zwar offiziell nicht parteigebunden, aber lokal- und innenpolitisch mit der freisinnig-radikalen Partei doch eng verbunden war? 1842 als radikales Oppositionsblatt zum herrschenden konservativen System des Basler Patriziats gegründet, hatte die NZ in den dreissiger Jahren aussen- wie innenpolitisch schon früh einen dezidiert antifaschistischen Kurs eingeschlagen, den sie auch während des Zweiten Weltkriegs konsequent verfolgte. (Als sich der österreichische Aussenminister und spätere Bundeskanzler Bruno Kreisky im Dezember 1961 bei Arnold Künzli brieflich für dessen eben abgeschlossene Artikelreihe über Österreich bedankt, vergisst er nicht zu erwähnen, dass ihm die «‹Basler National-Zeitung› in

den Jahren nach dem Ende der österreichischen Demokratie im Jahre 1934 so lieb geworden ist.») Im Gegensatz zu den auflageschwächeren liberal-konservativen «Basler Nachrichten» galt die NZ nach dem Krieg als «linksliberal» und gehörte – wie auch ihre lokale Konkurrentin – neben der «Neuen Zürcher Zeitung» und dem Berner «Bund» zu den wenigen Deutschschweizer Tageszeitungen von überregionaler Verbreitung und Bedeutung.

Zum aussenpolitischen Kurs der NZ im Kalten Krieg sind im Archiv von Arnold Künzli ungemein aufschlussreiche redaktionsinterne «Richtlinien» vom 16. April 1948 erhalten. Zwischen der «Front der Unfreiheit und der Diktatur» und der «Front der Freiheit und des Besitzes» bestehe die Haltung der NZ «traditionsgemäss» darin, «die Front der Freiheit zu halten und den Eindruck zu vermeiden, als würden wir den Besitz schützen wollen. Wir müssen der Gefahr begegnen, dass der linke Flügel der schweizerischen Arbeiterschaft sich für die östliche Form der Demokratie, also für die «‹Volksdemokratie›, entscheidet.» Und: «Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass der Arbeiter bei uns im Falle eines Systemwechsels nur verlieren würde. Dass er etwas zu verlieren hat, dafür hat eine aufgeschlossene Sozialpolitik im eigenen Lande zu sorgen.»

Im weiteren lehnen die «Richtlinien» «die vielerorts verbreitete Auffassung» ab, ein Krieg sei unvermeidlich, erklären eine «Diskreditierung der ‹Dollardiplomatie› und des ‹Dollarimperialismus›» für «untunlich» und begrüssen «jeden Zusammenschluss im westeuropäischen Rahmen. Der Hinweis, dass eine westeuropäische Union ein erster Schritt zu einer Europa-Union sein könnte, braucht nicht unterdrückt zu werden. Bei allem Realismus und aller Skepsis, die in der heutigen Lage geboten sind, wollen wir den idealistischen Zug unseres Blattes nicht vernachlässigen.»

3

Hätte man, zwei Jahre zuvor, Arnold Künzli dieses Programm als Antwort auf sein Bewerbungsschreiben vorgelegt, er hätte es zweifellos als annähernd ideale Grundlage für sein Vorhaben empfunden, in Rom als Journalist und nicht parteigebundener Sozialist «die geistige, soziale und politische Situation Italiens» – in dieser Reihenfolge! – zu «studieren». Ob es ihm allerdings damals klar gewesen wäre, dass die innenpolitische Sorge um die schweizerische Arbeiterschaft in diesen «aussenpolitischen Richtlinien» nicht nur aus ideellen Gründen einen so wichtigen Stellenwert einnahm, darf bezweifelt werden.

In deutlicher Abgrenzung von den «Basler Nachrichten», dem Organ des Grossbürgertums und der Wirtschaft, aber auch von der sozialdemokratischen Basler «Arbeiter-Zeitung», verstand sich die NZ nicht nur als Blatt des Mittelstands, sondern auch als das des «kleinen Mannes», des politisch konturlosen «Uomo qualunque», wie er in Basel zu Beginn der Nachkriegskonjunktur vor allem dank der blühenden chemischen Industrie früher als anderswo zwischen Proletariat und Kleinbürgertum, zwischen Klassenbewusstsein und Konsumismus zu flottieren begann. Im «Arbeiter» ging es der NZ sehr direkt um den eigenen Leser und Abonnenten, sprich: um die eigene Auflage.

Während die vornehmen «Basler Nachrichten» von der chemischen Industrie und deren Hausbank, dem Schweizerischen Bankverein, getragen wurden, befand sich die NZ schon seit Beginn des Jahrhunderts fest im Besitz der ursprünglich aus Deutschland eingewanderten Familie Hagemann. Diese setzte, ihrer Familientradition gemäss, die «radikale» Opposition zum eingesessenen «liberalen» Basler Patriziat, dem sogenannten «Daig» (Teig) zwar fort, führte ihre Zeitung aber durchaus unverhohlen als kommerzielles Privatunternehmen nach marktwirtschaftlichen Kriterien. Am augenfälligsten äusserte sich dies darin, dass es bei der NZ – im Unterschied zu sämtlichen Schweizer Zeitungen bis hinunter zum kleinsten Lokalblatt – keinen Chefredaktor gab. Chef war als «Herausgeber» – ein damals noch kaum gebräuchlicher Begriff – nicht nur unternehmerisch, sondern auch redaktionell ein Vertreter der Familie – zu Arnold Künzlis Zeiten Max Hagemann, a.o. Professor für Internationales Recht an der Universität Basel. Als Statthalter und designierter Nachfolger seines nur mehr im Hintergrund präsenten Vaters, des Rechtsanwalts Fritz Hagemann, leitete er die Wochenkonferenz der Ressortleiter – eine grosse Redaktionskonferenz gab es nicht -, entschied über die Anstellung von Redaktoren und festen Mitarbeitern, verteilte im Herbst Gratifikationen im Briefumschlag persönlich von Büro zu Büro und regierte die Zeitung als burschikos-autokratischer Jungpatriarch mittels Einzelgesprächen. Communiqués «an alle» gab er nur ausnahmsweise schriftlich, im allgemeinen

aber mit penetranter Tenorstimme einem zufälligen Gesprächspartner im Korridor der Redaktionsetage bekannt – in der Gewissheit, dass sie von allen gehört und weitergegeben würden. Seine rasche Intelligenz war gepaart mit Spürsinn, er war charmant und arrogant, tolerant und knauserig, berechnend und unberechenbar. Im Ohr geblieben ist mir sein Aperçu, dass er als Herausgeber seiner Zeitung Reklamationen von regionalen «Offizieren» ignorieren könne, solche von «Unteroffizieren» aber ernst nehmen müsse. Als früher Populist nahm er in der Tat selbst die «Soldaten» gelegentlich ernster als noch so hochrangige Meinungsträger. Als Arnold Künzli im Mai 1949 mit einer Artikelreihe über Francos Spanien das Missfallen der «Neuen Zürcher Zeitung» und ihres Chefredaktors Willy Bretscher so sehr erregte, dass dieser dem Verfasser «Voreingenommenheit und Unwissenheit» vorwarf, da beeilte sich Max Hagemann, die NZZ geflissentlich ignorierend, Künzli zu seiner Arbeit die «herzlichsten Glückwünsche» zu übermitteln und ihm «ausserordentlich begeistert» zu versichern: «Die Artikel haben in Arbeiterkreisen grosse Beachtung gefunden.»

4

Aber ich habe mehrfach vorgegriffen. Als die «Richtlinien» an einer «Aussprache der Auslandredaktion» festgelegt wurden, hatte Arnold Künzli seinen ersten journalistischen Aussenposten Rom – nach kaum einem Jahr – bereits wieder verlassen. Nach dem plötzlichen Tod des Londoner Korrespondenten der NZ, Dr. Spühler, hatte ihm die Auslandredaktion in Basel sozusagen postwendend den Umzug nach London nahegelegt und mit dem Angebot eines Fixums schmackhaft gemacht – eine für die souveräne, um nicht zu sagen paternalistische Personalpolitik Max Hagemanns typische Aktion. (Der Musikkritiker Hans Oesch, später Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität Basel, wurde um 1960 aus der Feuilleton- für mehrere Jahre in die Inlandredaktion versetzt, wo er für die neu eingeführte Aargauer Regionalseite ein Korrespondentennetz aufzubauen und überdies die Sessionsberichte aus Bern zu redigieren hatte.) Am 22. Juli 1947 erschien Künzlis letzter Bericht aus Rom («Italien und der europäische Wiederaufbau»), am 21. Oktober sein erster aus London («‹Humanisierung› der Arbeit in England»).

In Rom hatte Arnold Künzli seine journalistischen Wunschvorstellungen annähernd verwirklichen können. Ab Mitte August 1946 schrieb er für die NZ regelmässig jede Woche einen analytischen Bericht zur aktuellen politischen Lage, der von der Redaktion in der Regel als Leitartikel aufgemacht und plaziert wurde. Die Aufbruchstimmung, die in Italien nach einem Vierteljahrhundert Faschismus und Krieg deutlicher und dank den Erfolgen der Widerstandsbewegung berechtigter als in irgendeinem anderen europäischen Land das politische und gesellschaftliche Klima bestimmte, kam Künzlis Suche nach einem «Weg in die Zukunft für das kranke Europa» ebenso entgegen wie seine private Situation in Rom. Schon als Student in Zürich hatte er der antifaschistischen italienischen Emigration nahegestanden und eine Tochter des Gründers und Präsidenten der «Colonie Libere Italiane in Svizzera», Fernando Schiavetti – die später unter dem Namen Franca Magnani bekannte Journalistin und Autorin –, geheiratet. Durch seinen Schwiegervater, der nach der Rückkehr aus dem Exil das Sekretariat der linksliberalen «Aktionspartei» («Partito d'Azione») und die Direktion von deren Zeitung «Italia Libera» übernommen hatte, genoss Künzli einen Zugang zu den politischen Kreisen der jungen Republik, der sich nicht nur in einem privilegierten Informationsstand, sondern auch in einer breit fundierten Reflexion der politischen Aktualität niederschlug. Überdies bot ihm die Tätigkeit für die NZ, ergänzt durch gelegentliche Arbeiten für andere Schweizer Zeitungen, dank dem günstigen Wechselkurs auch ohne Fixum eine ausreichende pekuniäre Grundlage für eine Existenz mit viel Musse für Lektüre und für Reisen innerhalb Italiens.

5

Dass die Stellung des Londoner Korrespondenten einer grossen Schweizer Zeitung für einen noch nicht dreissigjährigen Journalisten eine seltene Chance und mithin einen Karrieresprung bedeutete, wusste Künzli sehr wohl. «Ich bin mir voll bewusst», schrieb er an den Auslandredaktor Heinrich Kuhn, «dass London heute in Europa das wichtigste politische Zentrum ist.» Dennoch dürfte ihm der Abschied von seinem relativ beschaulichen Leben in Rom nicht leicht gefallen sein. In London erwartete ihn eben das, was er in Rom hatte vermeiden wollen und können: «eine Tätigkeit als täglicher Korrespondent». Dass diese mit einem fixen Salär verbunden war, stellte sich nur sehr bedingt als pekuniäre «Verbesserung» heraus. Kaum einen Monat nach seinem Umzug schreibt Künzli an Kuhn: «Wenn man sich

bei seinen Schweizer Kollegen als Korrespondent der NZ vorstellt, dann kann es einem geschehen, dass man geradezu mitleidig gefragt wird, ob man denn überhaupt davon leben könne.» Sein Vorgänger Dr. Spühler sei nach Auskunft verschiedenster Kollegen überhaupt nicht «z'schlag» gekommen. So wie jener neben der NZ noch weitere Schweizer Zeitungen zu bedienen, lehnte Künzli ab. «Man hat hier so viel zu tun und verliert so viel Zeit mit all den Konferenzen usw., dass man praktisch nur für eine einzige Zeitung arbeiten kann, sofern man einigermassen etwas Rechtes leisten will. (...) Ich bin sicher, dass Sie all dies schon von anderer Seite gehört haben, und vielleicht ergibt sich mit der Zeit doch einmal die Möglichkeit, den Aussendienst der NZ so auszubauen, wie es das Ansehen der NZ erfordert.»

Für ihren Mann in London hatte die NZ wenig Geld, aber mancherlei Direktiven. Hier kam Künzli als politischer Journalist in einem gewissen Sinn erst so recht «zur Welt» – oder genauer: zur Schweiz, für die er zu berichten hatte. Nicht so sehr die Auslandredaktion der NZ als deren einflussreiche Leitartikler Gasser und Kober vertraten gegenüber der Labour-Regierung einen äusserst kritischen, ja feindseligen Kurs, den Künzli so wenig teilen konnte wie den damals in der Schweiz weit verbreiteten, ja geradezu endemischen Churchill-Kult. Während der Schweizer Gesandte Paul Rüegger und sein Presseattaché August Lindt der Labour-Regierung «freundschaftlich» gegenüberstanden und Künzlis Verständnis für deren grosse Probleme – heute würde man sagen: für deren «Altlasten» – im Empire wie im Königreich ausdrücklich begrüssten, musste sich Künzli gegenüber «Basel» vor allem hinsichtlich seiner Kritik an Churchill immer wieder rechtfertigen. «Dass er ein grosser Staatsmann ist, dem wir unendlich viel zu verdanken haben, ist unbestritten», schreibt er am 4. August 1948 an Heinrich Kuhn. «Wenn man aber ein bisschen um sich sieht und etwa die Situation in Indien, Palästina, Griechenland, Italien usw. betrachtet – wo Churchill überall massgebend die Hand im Spiele hatte –, dann wird man etwas bedenklicher gestimmt. Und was man in der Schweiz vor allem nicht verstehen will – die brit. Wählerschaft hat es 1945 verstanden – ist, dass Churchill innenpolitisch auf der Stufe des viktorianischen Toryismus stehen geblieben und der Vertreter der Besitzenden ist. (...) Weiter gibt es zu denken, dass Churchill der bestgehasste Mann der Arbeiterschaft ist – auch nach seinem Siege über Hitler. Ich habe Informationen, dass augenblicklich sämtliche Grubenarbeiter einen Generalstreik ausrufen würden, wenn Churchill wieder an die Regierung käme. (...) Ich verstehe nicht, warum die NZ einen solchen Churchill-Kult treibt, wenn eine Zeitung wie der ‹Manchester Guardian› nicht müde wird, Churchill als Vertreter des reaktionären Manchester-Liberalismus hinzustellen.»

Die Zeitung habe «zwar Haltung, aber keine Linie»: so hatte Künzli ein halbes Jahr zuvor einen in London «oft» und «insbesondere» vom schweizerischen Presseattaché August Lindt geäusserten Vorwurf an die NZ nach Basel weitergeleitet. Die nämliche Artikelreihe über Spanien, zu der Künzli etwas später die «herzlichsten Glückwünsche» des «ausserordentlich begeisterten» Herausgebers Max Hagemann entgegennehmen durfte, verfolgte auch Auslandchef Heinrich Kuhn «mit Interesse und Freude», äusserte aber zugleich den Wunsch, Künzli möge versuchen, «dem vorwiegend Negativen vielleicht einige positive Züge beizumischen». Für einen Journalisten wie Künzli, der nicht nur eine Haltung, sondern auch eine Linie hatte, sollte es zunehmend schwierig werden, sich auf eine Linie seiner Zeitung nicht verlassen zu können.

6

«Nach langem Hin und Her habe ich mich nun doch entschlossen, Sie zu ermuntern, nach Deutschland zu gehen,» schreibt Max Hagemann am 28. Juni 1949 dem «lieben Herrn Doktor» in London – und verbreitet sich erst einmal des längeren über die «Finanzfrage», die «allerdings nach wie vor unabgeklärt» sei. Doch sei er «zur Auffassung gelangt, dass es richtig ist, wenn Sie nach Deutschland übersiedeln, weil es meines Erachtens schon eines ausgewachsenen Psychologen bedarf, um in Deutschland für die Nationalzeitung (sic!) mit ihrer gegenüber den Deutschen wohl eher kritischen Haltung Korrespondent zu sein und trotz aller sachlichen Kritik namhaften Einfluss zu haben. (...) Gerade weil ich glaube, dass Sie für diesen Eiertanz sehr geeignet sind, habe ich das Gefühl, dass wir das finanzielle Wagnis, das wir dabei eingehen, auf uns nehmen müssen.» Allerdings erforderte anscheinend die Lösung der «Finanzfrage» ihrerseits einen längeren «Eiertanz», bestätigte Hagemann dem «ausgewachsenen Psychologen» doch erst am 19. Oktober seinen Entschluss, «Sie als unseren ständigen Korrespondenten in einem festen Anstellungsverhältnis nach Deutschland zu schicken» und «in unser Pensionsregulativ aufzunehmen».

Damit war Künzli als Journalist auch nach bürgerlichen Begriffen fest etabliert. Und wirklich erscheinen die Stationen Rom und London im Rückblick als blosses Vorspiel zu seiner gut fünfjährigen Tätigkeit in Bonn. Hier gewann er hohes Ansehen bei Kollegen wie Politikern auch anderer Richtung als seiner eigenen, hier zog er sich aber auch keine geringere persönliche Feindschaft zu als jene des Regierungschefs Konrad Adenauer, der ihn gar, freilich erfolglos, auf diplomatischen Umwegen aus seiner Hauptstadt zu entfernen versuchte. Hier geriet aber auch seine Beziehung zur NZ zu einem beinahe permanenten Wechselbad von Anerkennung und Rüge, von Konsens und Dissens. Auf der einen Seite erhoffte sich der Verleger Hagemann – keineswegs zu Unrecht – von seinem neuen Vertreter in der Bundesrepublik erhöhte Aufmerksamkeit für seine Zeitung und einen grösseren Leserkreis, andererseits sah sich jener schon nach einem halben Jahr mit einem Rundschreiben von Heinrich Kuhn konfrontiert, der den «sehr geehrten Herren» Auslandkorrespondenten am 28. April 1950 mitteilte, «Stichproben bei unseren Lesern» hätten ergeben, «dass das politische Interesse wesentlich nachgelassen hat», und sie ersuchte, «einen Teil Ihrer bisherigen Produktion auf Unpolitisches umzustellen. (...) Unter Unpolitischem verstehen wir ‹Stories› aus jenen Ländern, die Sie für uns betreuen, seien es eigentliche ‹Räubergeschichten› und Gerichtsberichte, seien es Berichte über das Alltagsleben, über die Hausfrauen, über die Sorgen Ihres Gemüsehändlers usw. Es brauchen diese Berichte trotz ihres Inhaltes literarisch kein schlechtes Niveau zu haben, aber sie sollen so leseappetitlich als möglich sein.»

Nun war es schon früh ein Markenzeichen des Journalisten Künzli, seine Berichterstattung nicht auf die «hohe» Politik zu beschränken und nicht vom sicheren Schreibtisch aus zu betreiben. Persönliche und detaillierte Recherchen etwa der Lebenshaltungskosten waren ebenso ein fester Bestandteil seiner Reportagen über die von ihm «betreuten» und bereisten Länder wie spontane Gespräche mit dem Mann und der Frau (nicht nur der «Hausfrau»!) auf der Strasse. Und so verfasste Künzli, seinen Augen und Ohren vertrauend, Ende Mai 1950 einen Bericht über das Pfingstjugendtreffen in Ost-Berlin, der unter anderem von den «ordentlich ernährten» Jugendlichen aus der DDR und anderen Staaten Osteuropas sprach. Das erschien dem Auslandchef Kuhn denn doch zu wenig «leseappetitlich», so dass er sich veranlasst fühlte, Künzli energisch die Leviten zu lesen. «Glauben Sie nicht,» schrieb er ihm am. 1. Juni, «dass Ihr Urteil unter dem sicher starken Eindruck der Massendemonstration ein wenig gelitten hat? (...) Sind Sie so überzeugt, dass Sie richtig gesehen haben? (...) Was ich erwartete, dass nämlich der ‹Vorwärts› Ihre Berichte wörtlich abdrucken würde, ist auch prompt eingetreten. (...) Es ist (...) typisch, dass sich das kommunistische Blatt gerade auf Ihre Berichte stützt und stützen kann.» Auf Kuhns abschliessende Bitte, «dass Sie sich bei der Abfassung solcher Berichte, die sich am Rande der gefährlichen Zone bewegen, immer klar machen, welche nicht gewollten Wirkungen von einzelnen Sätzen und Worten ausgehen können», antwortete Künzli am 3. Juni: «Es ist tatsächlich so gekommen, wie ich es mir gedacht habe: dadurch, dass ich objektiv über das Pfingsttreffen zu schreiben versuchte, kam ich in Gegensatz zu der ‹offiziellen› Auffassung im Westen, die durch eine grauenhaft tendenziöse Berichterstattung nicht nur der Agenturen, sondern auch vieler Korrespondenten entstanden war. Das Resultat ist, dass mich die Kommunisten zitieren, nur weil ich die Dinge richtiggestellt habe, und ich die Suppe auslöffeln muss, die die tendenziösen Berichterstatter dem Westen eingebrockt haben.»

Die Frage muss erlaubt sein, ob dem Redaktor Kuhn eine «eigentliche Räubergeschichte» über das Pfingsttreffen lieber und ob diese «unpolitischer» gewesen wäre als Künzlis Augenzeugenbericht...

7

Für Künzlis Bonner Jahre hatte der Disput über das Pfingsttreffen leitmotivischen Charakter. Mit dem Fortschreiten des Kalten Krieges wuchs auch die Diskrepanz zwischen seiner «Privatpolitik» (wie er sie in einem Brief an Heinrich Kuhn nannte) und dem aussenpolitischen Kurs der NZ. Während Künzli dem Ostblock gegenüber in etwa die Linie von George Kennans «Containment» und der späteren Ostpolitik Willy Brandts vertrat, neigte die NZ-Auslandredaktion zunehmend zur nordatlantischen Bündnis- und Remilitarisierungspolitik Adenauers und einem quasi manichäischen West-Ost-Bild.

An der Person Adenauers entzündete sich denn auch immer wieder der Konflikt. Auf eine erste schwere Rüge schrieb Künzli am 7. Mai 1952 an Kuhn: «Ich gebe zu, dass ich dem Kanzler gegenüber nicht immer hundertprozentig fair bin, und werde mich in Zukunft bemühen, diesen Fehler zu beseitigen.

Andererseits aber werden wir hier von Adenauer sozusagen täglich in einer derart unverschämten Weise angelogen, dass sogar der Bürgenstock-Redner Kopp vom ‹Vaterland› sich vom ‹Alten› zu distanzieren beginnt. (...) Und dann ist Adenauer eben weitgehend verantwortlich für jene Restaurationspolitik, in deren Schatten die Nazis wieder hochgeschossen sind wie die Pilze nach einem warmen Regen. (...) Adenauer hat bei seiner Regierungsbildung die Geister von gestern wieder gerufen, und jetzt wird er sie nicht wieder los. (...) Wenn ich Adenauer kristisiere, dann kritisiere ich ihn im Interesse der deutsch-europäischen Verständigung und der Demokratie.»

Zwei Jahre später stellt sich Kuhn erneut vor Adenauer. «Es fiel mir auf und mit mir auch einigen treuen Abonnenten der NZ», schreibt er am 30. Juni 1954 an seinen Feldarbeiter Künzli, «dass Sie in letzter Zeit wieder einmal besonders heftig und dauernd auf dem Bundeskanzler herumhackten. (....) Ich bin im Prinzip durchaus mit Ihnen einverstanden, dass das Lenz'sche Propaganda-Ministerium nicht nur eine Ungehörigkeit, sondern eine krasse Verletzung demokratischer Gepflogenheiten darstellt. (...) Dennoch, lieber Herr Doktor, möchte ich Ihnen zu bedenken geben, ob die Berichterstattung der National-Zeitung aus Bonn sich in dem gewiss ab und zu recht spannenden Zweikampf zwischen Ad. und ak. erschöpfen soll? Ich möchte mir wünschen, dass Sie die Lupe, mit der Sie den Kanzler ständig betrachten, ab und zu mit dem Feldstecher vertauschen würden und die Gesamtsituation der deutschen Bundesrepublik weniger aus der Adenauer'schen Nahperspektive und mehr mit einem freien Blick in die Weite betrachten.»

Am 4. Juli 1954 antwortete der Gerügte: «Ich scheine in Sachen Adenauer wieder einmal über die Stränge gehauen zu haben – sorry. Das Übel wird jedoch durch eine Vertauschung der Lupe mit dem Feldstecher nicht beseitigt, im Gegenteil. Wenn ich nämlich mit besagtem Instrument versuche, in die Weite und in die Ferne – vor allem in die Ferne – zu blicken, so läuft es mir kalt den Rücken herunter. (...) Am besten wäre wohl weder Lupe noch Feldstecher, sondern eine möglichst dunkle Sonnenbrille.»

8

Als ich Arnold Künzli Anfang 1959 im Korridor der NZ-Redaktionsetage zum erstenmal persönlich begegnete – ich ein frischgebackener «redaktioneller Mitarbeiter», er eine allseits geachtete «graue Eminenz» von immer noch jugendlichem Habitus –, da lag sein Abschied von Bonn schon fast vier Jahre zurück. Wie er der NZ gegenüber von Anfang an und auch später immer wieder betonte, hatte er er die Bundesrepublik aus persönlichen und familiären Gründen verlassen. Immerhin mochte mitgespielt haben, was er am 7. Mai 1952 an Heinrich Kuhn schrieb: «Ich werde nie etwas schreiben, was ich vor meinem Gewissen nicht verantworten kann, denn eher gebe ich das Schreiben überhaupt auf.» Ein Gewissens- oder Gefühlsentscheid war es in jedem Fall, denn die NZ hatte für ihren Bonner Starkorrespondenten in der Schweiz keine Verwendung. So blieb ihm nichts anderes übrig, als in sich Zürich von neuem auf die prekäre Existenz eines freien Journalisten – unter anderem als regelmässiger Mitarbeiter des NZ-Feuilletons und seiner Literaturbeilagen – einzulassen. Dass er in Bonn von der Bundesregierung mit einem von Bundespressechef von Eckardt präsidierten Essen verabschiedet worden war, berichtete er dem Herausgeber Max Hagemann mit berechtigtem Stolz, «weil Sie daraus entnehmen können, wie angesehen die ‹National-Zeitung› in Bonn ist. Selbst die Entsendung eines ‹Oberstänkeri› hat daran offensichtlich nichts geändert.» Im Gegenteil sei von Eckardt in seiner Tischrede von dem Satz ausgegangen, «die Sorgenkinder seien einem immer die liebsten».

Obwohl er ihm ein Gratisabonnement der NZ nur «bis Ende 1955» zugestand und einen Beitrag an die Kosten des – schliesslich freiwilligen! – Umzugs barsch verweigerte, wusste Hagemann sehr wohl, was er mit Künzli verloren hatte. Eingedenk seiner eindrücklichen, meist 12teiligen Reportagen über ausländische Themen machte er ihm schon bald den Vorschlag, den Spiess gleichsam umzudrehen und die Schweiz mit den Augen eines ausländischen Reporters – «etwa der New York Times» – zu bereisen und zu betrachten. Um Auseinandersetzungen zwischen diesem «Grand reporter de l'intérieur» – eine in der Schweizer Tagespresse damals einzigartige Funktion – und der Inlandredaktion vorzubeugen, ernannte ihn Hagemann im Frühling 1956 kurzerhand zu deren Mitglied, so dass er direkt ihm, dem Herausgeber, unterstellt war.

Auf die grossen Inlandreportagen Künzlis kann hier im einzelnen so wenig eingegangen werden wie auf jene im Ausland. Die meisten von ihnen

sind in den grossen Schweizer Bibliotheken als Separatdrucke des NZ-Verlags greifbar. Samt und sonders rücken sie Schattenzonen der helvetischen Realität ins Licht eingehender und den «Inhabern» – um diesen Begriff für einmal wie Max Frisch ohne Attribut zu gebrauchen – meist wenig willkommener Recherchen. Doch trotz ihrem grossen Erfolg bei der Leserschaft konnte die Beschränkung auf Schweizer Themen den Kosmopoliten Künzli auf die Dauer nicht befriedigen. Ab 1958 richtete er seinen Blick mit Hagemanns Einverständnis wieder vermehrt ins Ausland. Seine Artikelreihen über die DDR, Polen, Holland, Skandinavien, Frankreich und – länderübergreifend – über die Jugend in Europa fanden denn auch weitherum, nicht zuletzt in den betroffenen Ländern, grosse Beachtung, wurden aber der NZ-Auslandredaktion wohl eben deshalb zunehmend lästig. Diese, notiert Künzli am 12. Dezember 1960, «gab mir ausdrücklich zu verstehen, dass sie nach dem Weggang von Ko. [des früher erwähnten Leitartiklers Kober, ajs.] gehofft habe, nun endlich freie Hand zu haben und dass ich ihr diese Hoffnung zunichte mache. Ich sei etwas, mit dem man nicht gerechnet habe, sowohl politisch wie im Budget.»

Inzwischen hatte, wie Künzli schon 1955 an Max Hagemann schrieb, «mein Kierkegaard-Buch schon seit langem begonnen, nach einem Bruder zu rufen, nur wollte ich den Ruf zunächst nicht hören, da er mich vor unbequeme Entscheidungen stellte.» Ein sogenanntes Nachwuchs-Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung erlaubte es ihm nun, sein Projekt einer Psychographie von Karl Marx konkret in Angriff zu nehmen, sein Pensum bei der NZ ab Anfang 1961 auf 50 Prozent zu reduzieren und im Einverständnis mit Max Hagemann weiterhin Ausland-Themen zu bearbeiten.

Zum finalen Eklat kommt es, als Künzli im Herbst 1962 zu der von Franz Josef Strauss inszenierten «Spiegel-Affäre» einen grossen Aufsatz schreibt. «Die Faust im Spiegel» heisst der Text, der die laue Reaktion der Schweizer Zeitungen im allgemeinen und der NZ im besonderen mit dem «Aufschrei» der liberalen deutschen Presse vergleicht und die Frage nach dem Demokratieverständnis in der helvetischen Musterdemokratie mit aller Schärfe stellt. Die Auslandredaktion nimmt Künzlis Empörung zum willkommenen Anlass, den ungeliebten Kollegen in die Schranken zu weisen, indem sie den Aufsatz schroff ablehnt. Auf diesen Affront reagiert Künzli mit der Kündigung per 1. Dezember 1962. «Die Faust im Spiegel» zerschlägt so auf Jahre hinaus die schon längst fragile Beziehung zwischen der NZ und einem Journalisten, dem der Mut zu seiner Überzeugung – le courage de ses opinions – nicht auszutreiben war. Auch – auch! – aus diesem Scherbenhaufen entwickelt sich Künzlis Philosophie der Politik, die trotz aller beim journalistischen «Eiertanz» gesammelten Skepsis festhält an den grossen Utopien der Aufklärung – an Demokratie und Sozialismus.

Dr. Alexander J. Seiler (geboren 1928) ist Filmautor und Publizist in Zürich. Zu seinen Filmen (u.a. «Siamo italiani/Die Italiener», «Die Früchte der Arbeit», «Ludwig Hohl – ein Film in Fragmenten», «Palaver, Palaver», «Il vento di settembre») gehört ein Porträt des Journalisten Roman Brodmann in zwei Teilen («Der Nestbeschmutzer»/«Der Unruhestifter»). Seilers Text ist ein Vorabdruck aus einem Sammelband über die Politische Philosophie von Arnold Künzli, den Hans Saner und Ueli Mäder im Herbst 2003 unter dem Titel «Realismus der Utopie» herausgeben. Der 1919 geborene Künzli war seit 1964 Privatdozent und seit 1971 Professor für Philosophie der Politik an der Universität Basel.